

Originaldokument

Die Vorgeschichte

© Verlag C. H. Beck

«Ich glaube, ich bin in einem Garten Eden gewesen!» – das sagte nicht etwa jener Missionar, der in Neuguinea dreißig Jahre lang daran gearbeitet hatte, aus seinen noch in der Steinzeit lebenden Papuas neuzeitliche Gemüsegärtner zu machen, und in meinen Versuchsgarten gekommen war, um zu prüfen, ob die Wirklichkeit mit dem Ruf, der über den halben Erdkreis hin zu ihm gedrungen war, übereinstimme. Der jenen Ausspruch tat, als er sich von mir verabschiedete, war der erste Doktor der Landwirtschaftswissenschaft, Fachmann für Schädlingskunde und Schädlingsbekämpfung, der es wagte, sich in ebendiesem meinem Versuchsgarten genau umzuschauen. Er mußte zugeben, daß es für ihn nichts Schädliches zu finden und zu bekämpfen gab. Auch konnte er sich keine einzige Mark verdienen, wie ich sie schon seit Jahren im Sommer für jede Blattlaus ausgesetzt habe, die einer an den Bohnen, an den Kartoffelstauden, an den Spindelbüschen, an den Rosen finden würde.

«Eden» aber ist kein wissenschaftlicher Begriff, sondern ein biblischer. Er kennzeichnet einen Garten, in dem es nichts Böses gibt, in dem alles noch in reiner, in Gottes Ordnung ist. Er ist das höchste Lob, das mir als dem Schöpfer dieses Gartens von irgend jemandem gespendet werden kann, und das um so mehr, als man mit dem Wissen und den Mitteln der heutigen Landwirtschaftswissenschaft auf dem Boden, auf dem ich nun einmal arbeiten muß, überhaupt keinen Garten anlegen kann.

Die Kunst, nun überall Gärten zu schaffen, in denen nichts Böses ist, keine Laus, keine Milbe, kein Pilz, die bekämpft werden müssen, in denen aber mit der Freiheit von solchen Schädlingen und damit von allen Giften eine Gesundheit und mit dieser eine Fruchtbarkeit und Schönheit verbunden sind, die es sonst in der Welt schon lang nicht mehr gibt – diese Kunst soll das Büchlein

hier, das der geneigte Leser in Händen hält, jedermann vermitteln, so er nur guten Willens ist.

Dieser Handweiser hat eine lange und wechselvolle Vorgeschichte. Der Plan zu ihm entsprang meinem Hirn im Frühjahr 1945 in Südtirol. Ich hatte oben am Salten zu tun, der Hochfläche über dem Etschtal zwischen Meran und Bozen mit ihren so wunderschönen Lärchwiesen. Es war Fliegeralarm, die Seilbahn von Jenesien ins Eisacktal hinunter stand still. So wanderte ich zu Fuß hinab und kam dadurch an einem einsamen Bauernhof vorbei, der auf einem sonnigen, trockenen Bergvorsprung steht. Der Bauer war eben dabei, einen großen Haufen von Dreschabfällen in das trockene Bachbett hinter seinem Haus zu werfen, damit sie der nächste Gewitterregen in Eisack und Etsch zur Adria hinunterschwemme.

Am Abend dieses Tages sprach ich in Bozen mit den mir befreundeten Nord- und Südtiroler Bauern und akademischen Landwirten darüber, daß die trockenen und steilen Südtiroler Böden doch schon humusarm genug wären – die Hänge des großen Brixener Talkessels kommen mir geradezu ausgehagert vor, die nördliche Talseite des Vintschgaues ist es schon seit Jahrhunderten – und man nicht noch zusehen dürfte, wie Unverstand die Quelle einer Erneuerung der Bodenfruchtbarkeit nicht auf die Äcker fährt, sondern den Berg hinunterlaufen läßt, um die Lagunen am Adriatischen Meer zu düngen. Die Antwort war die Bitte, eine Kompostfibel für die Tiroler Bauern zu schreiben. Das mußte ich ablehnen, denn ich bin kein Landwirt. Ich konnte aber auch niemand anderen nennen, der eine solche Fibel hätte abfassen können. Das war an einem Freitagabend.

Auf der schwierigen Heimfahrt nach München packte mich die Aufgabe; ich schrieb die Fibel in einem Guß nieder und lieferte sie druckfertig am folgenden Freitag in Innsbruck ab, zur großen Überraschung der Tiroler, die nicht gewohnt waren, daß einer ein Versprechen hält, das er gar nicht gegeben hat, und dann noch so schnell.

Von der Fibel sollten fünfundzwanzigtausend Stück gedruckt werden, weil jeder Bauer in Nordtirol, Vorarlberg und Südtirol sie umsonst bekommen sollte. Als ein Vertreter der Landesbauern-

schaft Bayern von diesem Plan hörte, bestellte er fünfzehntausend Abdrucke, einer von der Landesbauernschaft Salzburg fünftausend, ohne den Verfasser oder den Inhalt der Fibel zu kennen – für so wichtig hielten sie jede praktische Anweisung auf diesem Gebiet, das von der landwirtschaftlichen Lehre und Praxis bisher nicht bearbeitet worden ist.

Nun – die Innsbrucker Setzer und Drucker waren langsamer als die französischen, amerikanischen und britischen Soldaten, die das Land von Westen und Süden her besetzten; die Fibel blieb ungedruckt. Im Sommer 1945 arbeitete ich sie um in ein bayerisch-bäuerliches Deutsch als «Kompostfibel für den bayerischen Bauern», der immerhin den Raum von Augsburg bis jenseits von Wien, von Weiden in der Oberpfalz bis Salurn an der Etsch bewohnt. Mehr als jemals vorher hatte ich dann Gelegenheit, mit vielen bayerischen und schwäbischen Bauern Arbeit und Sorgen des Landbaus zu besprechen. Früher schon einmal hatte mir ein großer Bauer im Zillertal – wo ich bis dahin noch gar nicht gewesen war – gesagt: «Wenn ich Ihnen zuhör’, mein’ ich, ich hör’ meine Mutter reden!», da wußte ich, daß ich auf dem richtigen Weg war. So hörte ich manches, was der Landwirtschaftsrat nicht erfährt, wenn er mit dem Bauern nicht so sprechen kann, daß dieser meint, er höre seine alte Mutter reden.

Bei meinen Arbeiten zur Hausmüll- und Abwasserwertung lernte ich die Ergebnisse der neuesten holländischen und deutschen Humusforschung kennen, die Erfolge englischer Kompost-Dauerversuche, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Kompost- und Düngereisen von Dr. h. c. Ehrenfried Pfeiffer auf seiner Versuchsfarm in Chester, NY, und als wichtigste die letzten Arbeiten von Professor Dr. W. Laatsch in Hamburg. Diesem war es gelungen, das Wesen des Dauerhumus zu erklären, seine chemische Konstitutionsformel und die Gesetze seiner Entstehung anzugeben. Damit wurde die Richtigkeit des von meinen Freunden und mir seit so langer Zeit schon angewendeten Kompostverfahrens «neuer Art» auch wissenschaftlich bestätigt und die Ursache unserer Erfolge erklärt. Das veranlaßte mich, die Fibel noch einmal ganz neu aufzubauen und sie dabei aus dem Nur-Bäuerlichen ein wenig herauszuheben.

Sie wurde 1948 ausgerechnet von einem Chemiker, Dr. Rudolf Sachtleben, Abteilungsleiter im Deutschen Museum in München, in erster Auflage herausgegeben. Sie wandte sich nur an Bauern und wollte ihnen helfen, vor allem die schweren Erkrankungen so vieler deutscher Böden zu beheben. Von diesen wußten selbst Fachleute erstaunlich wenig. Daß während des Krieges darüber nichts an die Öffentlichkeit kommen durfte, ist verständlich; daß es auch heute nicht geschieht, hat seine Gründe. Professor Dr. Kuron von der landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Berlin erklärte in einem Vortrag auf der Arbeitstagung für lebende Verbauung im Juli 1941 in Admont in der Steiermark, er habe den Auftrag bekommen, nach kranken Böden in Brandenburg, Mecklenburg und Pommern zu suchen. Das Ergebnis seiner Forschung sei gewesen, daß der Auftrag hätte lauten müssen, noch gesunde Böden zu finden; denn fast alle seien krank, was er durch Lichtbilder eindrucksvoll beweisen konnte. Kurz vor Kriegsende versuchte Professor Dr. Sekera von der Hochschule für Bodenkultur in Wien durch die Einrichtung eines bäuerlichen Bodengesundheitsdienstes den Bauern zu zeigen, wie die weitverbreiteten Bodenverdichtungen als Folge falschen, das heißt in der Regel zu tiefen Pflügens und falscher Fruchtfolge geheilt werden könnten. Beide Forscher waren sich darüber im klaren, daß die Wiederherstellung eines ausreichenden Gehalts der Böden an echtem Humus die unerläßliche Voraussetzung zur Gesundung ist. Das Nachlassen der Bodenerträge war also keineswegs nur eine Folge des Fehlens ausreichender Kunstdüngergaben.

Die Wirkung dieser für Bauern geschriebenen ersten Auflage der Fibel war gering, weil sie von einem technischen Verlag aus die Landwirtschaft gar nicht erreichte und weil deren Vertreter glaubten, daß es mit allen Nöten ein Ende haben würde, sobald es nur wieder genügend Kunstdünger gäbe.

Diese Hoffnung trog. Es kamen so viele Anfragen nach der längst vergriffenen Auflage, daß Hanns Georg Müller, der mein erstes Buch ›Im Zeitalter des Lebendigen‹ 1940 bis 1943 herausgebracht hatte, und ich uns 1957 entschlossen, die Fibel in neuer Gestalt wieder herauszugeben, nunmehr auf Gartenbau ausgerichtet und erweitert um die inzwischen im eigenen Garten ge-

machten Erfahrungen. Die aber waren bestürzend, ja umstürzend.

Wider alle Lehren des schulmäßigen Obstbaus waren meine Obstbäume allein dadurch, daß auf offene Baumscheiben Kompost gelegt wurde, frei geworden von Schädlingen jedweder Art, hatten die Früchte an Wohlgeschmack und Haltbarkeit so gewonnen, daß aus Wirtschaftsäpfeln nahezu Tafeläpfel geworden waren. Und es hatte sich ganz absichtslos erwiesen, daß man auf ein und derselben Fläche siebzehnmal hintereinander Kartoffeln anbauen kann mit Kompost als alleiniger Düngung, mit stets weniger werdender Pflegearbeit, aber wachsender Menge und Güte der Ernten.

Als ich über den durchaus unerwarteten, ja unerwartbaren Erfolg im Obstbau im Bayerischen Rundfunk berichtete, mußte dieser zwar über vierhundert Niederschriften verschicken von Thüringen bis Südtirol, ich aber erntete öffentliche Beschimpfungen von Lehrern des Obstbaus üblicher Art, die mehr noch aus Haß geboren waren als aus bloßem Zorn über den Außenseiter, der einen zum Nachprüfen oder gar Nachdenken gezwungen hätte.

Von 1920 bis 1930 hatte ich als Gartenarchitekt meine Gärten mit bestem Erfolg nach den allgemein anerkannten (und damit für die Dogmatiker allein erlaubten) Regeln des Gartenbaus angelegt: mit Kalk und Torfmull und den damals üblichen künstlichen Düngern Kalisalz, Thomasmehl und Ammonsulfat, dazu, wenn es sein konnte, einer Zebuße von Stallmist. Es war technisches Verfahren mit Mitteln der Technik und wenigstens auf kurze Frist so sicher, daß Kunst zu bloßer Fertigkeit abzusinken drohte; da steckte keine echte Aufgabe mehr dahinter. So sagte ich meinen Freunden unter den Doktoren der Landwirtschaftswissenschaft, mit denen ich mich gut verstand, ich wüßte jetzt, was aus meinen Gärten würde, wenn ich sie nach ihren Ratschlägen ausführe – ich würde nun in allem das Gegenteil von dem tun, was sie mir bisher als todrichtig geraten hatten, und würde schauen, was dabei herauskommt. Ich hatte ja 1930 einen von mir selbst 1925 auf ihre Art angelegten Garten zu eigen bekommen und konnte mir in diesem auf meine Kosten auch Mißerfolge leisten.

Das Gegenteil von Technik aber ist Natur. Mit der wollte ich fortan arbeiten und stand vor dem noch unbekanntem Werden und Wirken wie ein neuer Faust:

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Es galt nun zu lernen, ohne jeden Vorbehalt, ohne ein Zurückblicken – «wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück» ...* –, in sie hineinzulügen, hineinzuhorchen, ihr abzuschauen, wie und mit welchen Mitteln sie arbeitet – ohne zu wissen, zu welchem Ziel der Weg führen würde. Dieses aber hat sie, nach dreißig Jahren, nach einem vollen Menschenalter also, selber geoffenbart: von der Kartoffel an dem einen, dem landwirtschaftlichen Ende des Gartenbaus, bis zu den Äpfeln am anderen, dem obstbaulichen, hat sie den Schleier gelüftet vor einem ganz neuen Bild: dem der vollkommen gesunden und damit auch reichtragenden Kulturpflanze jeder Art, die von keinem Schädling befallen wird, den man bekämpfen müßte, und damit der Freiheit von allem Wirtschaften mit Giften, sie seien harmlos oder tödlich.

Die anderen, die Pflanzenbautechniker, die seit über hundert Jahren mit Physik und Chemie, mit Versuchsgefäßen, mit Waagen und Brutschränken in die Natur hineinwirken, ja hineinwühlen, die haben ihr «mit Hebeln und mit Schrauben» ihren Schleier, ihr Geheimnis nicht entreißen können; sie wissen keinen Weg mehr als den, unsere ganze Umwelt, ja den ganzen Erdkreis unter Millionen Tonnen unheimlichster Gifte zu setzen.

In den letzten zehn Jahren wurde das auf Gartenerde Erreichte in rauhem Klima auf so schwierigem Boden, daß nur ein Besessener es wagen konnte, ihm mehr als nur Wiesengras abringen zu wollen, nachgeprüft und ausgebaut, so daß nun jedermann überall mit weniger Arbeit als bisher Boden- und Baumfrüchte erzeugen

* Lukas 9,62.

kann von einer Güte und Haltbarkeit, die es im Handel schon lang nicht mehr gibt.

Die einander rasch folgenden Auflagen der Fibel waren immer wieder neu überarbeitet worden und spiegelten die wachsende Sicherheit der Kompostwirtschaft im Pflanzenbau wider.

Die sechste Auflage mit dem neuen Titel «Gärtnern ohne Gift» schien in ihrem Inhalt nun eine endgültige Fassung zu haben – aber Entwicklung und Erfahrung gerade der letzten drei Jahre brachten so viele neue Erkenntnisse, daß eine ganz neue und noch mehr auf die Landwirtschaft ausgerichtete Fassung ausgearbeitet werden mußte, die mit dem neuen Titel «Gärtnern, Ackern – ohne Gift» hier vorliegt. Die Natur hat nun auch ihr letztes Geheimnis geoffenbart: Leben kommt nur von Lebendigem.

Dem geneigten Leser dieses Büchleins, der nun Nutznießer von vierzig Jahren selbstloser Arbeit wird, die von niemandem unterstützt worden ist, von keiner Stiftung, keiner Forschungsgemeinschaft, muß ich um eine Nachsicht bitten: Es ist fürderhin unmöglich, daß ich jährlich mehr als tausend Briefe an Fragesteller schreibe wie bisher. Ich muß es wirklich halten wie Goethe: Ich kann nur antworten auf Mitteilungen, die auch mir etwas gebracht haben. Es ist mir sehr wichtig, zu wissen, welche Erfahrungen und Beobachtungen auf anderen Böden, in anderen Klimatalagen gemacht werden. (Eine Beschwerde aber, daß aus einer Mischung von gleichen Teilen Gras und Schlachtereiabfällen auch im zweiten Jahr noch kein Kompost geworden ist, die kommt halt in den Papierkorb!) Ich bitte auch um Verständnis dafür, daß ich immer noch voll in meinen Berufen tätig sein muß und deshalb keine Zeit habe, Besucher durch meinen Garten zu führen. Man möge mir glauben, daß es dort tatsächlich genau so aussieht, wie ich es beschreibe. Wirklich notwendige Aussprachen müssen vorher vereinbart sein.

Am Schluß meines technischen Lebensberichts «Ein Leben für die Landschaft» hatte ich geschrieben, daß ich in dem Haus, das ich in meinem siebzigsten Lebensjahr gebaut, und in dem großen Garten, den ich dazu angelegt hatte, nun leben wolle als ein Herr und ein Bauer. Aus dem «Herrn» ist nichts geworden; ich habe gelebt wie ein Bauer und sein Knecht und meine Frau als des Bau-

ern Magd. Jetzt aber möchte ich wirklich ab und zu nur müßig herumgehen dürfen wie ein Herr, ja wie der HERR am siebenten Tag, und anschauen alles, was ich gemacht habe, und eine Zeitlang meinen wie ER, es sei alles sehr gut. Will mich freuen an meinen Lärchen, an meinen Eichen und Linden und an den botanischen Kostbarkeiten, die mit so viel Geduld und Gespür herangezogen worden sind. Dann werde ich sicher den Schreibblock herausziehen und anmerken alles, was im nächsten Herbst geändert, umgepflanzt, umgebaut werden muß – und siehe, es wird wieder eine lange Liste sein.

Im Winter und Sommer 1969/70
in St. Georgen über Dießen am Ammersee

Alwin Seifert

Em.-Professor für Garten- und Landschaftsgestaltung
der Technischen Universität München